

Freie Auswahl

Autor(en): **Lindner, Rolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **106 (2010)**

Heft 1: **Alltagsglück**

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-118312>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Freie Auswahl

Rolf Lindner

Schon Tage zuvor, wenn die ersten Leiterwagen eintrafen, stieg die Spannung, wurden Vorbereitungen getroffen auf den Samstagnachmittag, den Kirmestag. Vor allem was das Geld anging, musste vorgesorgt werden. Drei Mark sollten es schon sein, möglichst in Groschen, das hielt länger vor, und die Münzen, die in der Hosentasche immer wieder durchgezählt wurden, als habe er Angst, dass sie verloren gingen, klimperten verlockend, dreissig Möglichkeiten des kleinen Glücks. Auf den Leiterwagen wurden die grossen Fahrgeschäfte transportiert, der Cortina-Bob, der Autoscooter und die Raupe, und der Aufbau wurde von jungen Burschen betrieben, keine «Schränke», wie damals gesagt wurde, sondern drahtige Typen, von der zähen Art. Aber nicht nur Kraft und Ausdauer wurden gebraucht, auch eine gewisse Akrobatik war angesagt, wenn sie mit ihren schweren Kombischlüsseln jonglierten. Manchmal fragte er sich, wo sie eigentlich herkamen und wo sie hingehörten, Streuner, wie gesagt wurde, heute hier und morgen dort, unsterblich jedenfalls, immer auf Touren. Wenn die Fahrgeschäfte aufgebaut waren, wenn der Rummel eröffnet war, waren es diese Burschen, die das Geld oder die Chips einkassierten, indem sie auf die fahrende Bahn aufsprangen und bei immer schneller werdender Geschwindigkeit freihändig kassierten, von den Mädchen angehimmelt, die am Rande standen und auf eine Freifahrt hofften. Der Cortina-Bob zog vor allem Mädchen an, die meistens paarweise am Geländer standen und der Schlagermusik zuhörten, die aus dem Lautsprecher dröhnte. Die Raupe gegenüber, das war das Territorium der Halbstarcken. Da standen sie, in ihren Jeans-Jacken und mit ihrem Entenschwanz, am Geländer wie an einer Reling, Freibeuter des Rummelplatzes, immer mal wieder mit dem Kamm durch die Haare fahrend, der anschliessend in die Backettasche gesteckt wurde, Metallgriff nach draussen, wie ein Stiletto, allzeit bereit. An der Raupe war der Rock'n'Roll zuhause, im Kassiererhäuschen stapelten sich die Singles, die neuesten Scheiben aus den USA, eine Disko vor ihrer Zeit, aber auch das ganze Repertoire, Elvis natürlich, Eddie Cochrane, Gene Vincent, *Don't you step on my blue suede shoes*, und ab und zu die DooWhop-Scheiben für die Girls. Im September 1962 aber, da war ein deutscher Titel der Hit, «Motorbiene» von Benny Quick, der aus der Nachbarschaft, aus Essen kam und eigentlich Rolf Müller hiess. Erst Jahre später kam ihm der Verdacht, dass das Ganze ein Reklamesong war, jedenfalls brachte NSU im selben Jahr ein Kleinkraftrad, die NSU Quick heraus. «Motorbiene» wurde an der Raupe rauf und runter gedudelt, ein richtiger Rummelplatz-Hit, der vom Rummelplatz handelte:

«Am Samstag fahr' ich mit dir zum Rummelplatz,
da nimmst du wieder auf dem Sozius Platz

...

Oh, oh Motorbiene»

Am Samstagnachmittag, kurz nach vier, war seine Geduld am Ende. Er zog los und je näher er dem Rummelplatz kam, desto mehr schien er seine Schritte zu beschleunigen, auch wenn er es sich nicht anmerken liess. Schon hörte man, kurz vor der Poststrasse, die schlingernde Karussellmusik, dann Kinderlaute, Rufe, Gekreisch, Juchzen, denn zu Anfang kamen, sozusagen als Einstieg und als Elternfalle, das Kinderkarussell mit den Pferdchen und eine Mini-Schiffschaukel für die Kleinen. Gegenüber vom Kinderkarussell stand, ein richtiger Blickfang, ein Kindermagnet auch, der Verkaufswagen mit den Süssigkeiten, mit der Zuckerwatte, auch die brauchte man, um in Kirmesstimmung zu kommen, dem Türkischen Honig, den bunten Zuckerstangen, als wären sie aus Gränna, den Nappo-Rauten in Silberfolie, den kleinen Spazierstöcken aus Glas, gefüllt mit Liebesperlen, Gebrannte Mandeln, Waffeln mit Zuckerschäum gefüllt, Paradiesäpfeln und natürlich jede Menge Lebkuchenherzen mit ihren Zuckergussprüchen, häufig ungeniessbar, wie er festgestellt hatte, weil sie bereits die eine oder andere Saison hinter sich hatten. Das alles liess er hinter sich, auch das Entenangeln, das ja eh nur eine kleine Trillerpfeife oder einen Blechfrosch als Gewinn bereit hielt, es sei denn man erwischte eines der kleinen Geschicklichkeitsspiele, bei denen man eine Maus in eine Falle oder einen Ball in ein Tor bugsieren musste, beliebt bei den Halbstarken, weil auf der Rückseite ein Spiegel war, den man gut zum Überprüfen der Frisur oder, bei Sonne, zum Blenden der Mädchen nutzen konnte. An all dem ging er vorbei, auch an der ersten Schiessbude, an der Väter zeigten, dass sie nichts verlernt hatten, auch an dem elektronischen Kartenspiel, an dem er sonst schon mal zwei, drei Groschen riskierte und auch an der kleinen Losbude, deren Preise nicht sehr attraktiv wirkten, um schliesslich, vor der Post, den Autoscooter zu erreichen. Der Scooter gehörte zu seinen Lieblingsattraktionen, seltener des Fahrens wegen, aber es gab immer viel zu sehen, das hektische Gerenne, das jedes Mal einsetzte, wenn Wagen frei wurden, die inszenierten Zusammenstösse, begleitet von den spitzen Schreien der Mädchen und dem Gejohle der Jungen. Am spannendsten aber war es immer, wenn sich jemand festgefahren hatte und nicht mehr aus seiner Ecke herauskam. Dann griffen die Jungen vom Fahrgeschäft ein, sprangen blitzschnell auf die Kufen des Wagens, rissen das Steuer einmal, zweimal herum, fuhren dann mit Tempo rückwärts, um im letzten Moment, kurz vor dem Zusammenstoss, umzulenken und abzuspringen, um den Fahrer seinem Schicksal zu überlassen. Schliesslich opferte er seine ersten Groschen und fuhr eine Runde.

Von allen Schauattraktionen war ihm die Boxbude am liebsten. Im Unterschied zur halbgaren Freakschau mit der Dame ohne Unterleib und dem Schlangenmenschen und der tätowierten Frau, schien es hier wirklich um etwas zu gehen, schien etwas auf dem Spiel zu stehen, auch wenn es noch so abgekartet war. Schon vor der Bude bekam man viel geboten, bei der Präsentation der Kämpfer mit ihrem Kampfrekord und ihrem Kampfgewicht, begleitet von den Kommentaren des Publikums, von Gejohle und Pfiffen und Schmähungen. Er liebte es, Teil der Menge zu sein, in ihr aufzugehen, gleichzeitig aber die Chance zu haben, unbemerkt beob-

achten zu können. Die Boxer in ihren verschossenen und verschlissenen Bademänteln tänzelten auf der Bühne herum, betrieben Schattenboxen und deuteten immer wieder einen *upper cut* an, augenscheinlich ihre gefährlichste Waffe. Wollte man dem Impresario Glauben schenken, dann hatte man Meisterboxer vor sich, gerade noch auf der nationalen Bühne des Profiboxsports präsent, heute schon auf der Kirmes in Bottrop. Eine einmalige Gelegenheit, die man nicht versäumen durfte, eine Verbeugung vor den Kumpels, die sicherlich Kraft und Härte und Kampfgeist zu schätzen wüssten. Ihm aber schienen sie Gestrauchelte zu sein, ein Wort, das er irgendwo aufgeschnappt hatte und das er, wegen des Bildhaften, liebte; das Gestraucheltsein, das schien ihm in den Gesichtern ablesbar. Er begann sich Schicksale vorzustellen: die Jungen, die irgendwie nicht die Kurve gekriegt hatten, Halbstarke vielleicht, die Ärger mit irgendwelchen Instanzen bekommen hatten; die Männer um die Dreissig, die zur verlorenen Generation gehörten, nach dem Krieg mit 13, 14, 15 auf Trebe waren und hier ein Zuhause, wie dürftig auch immer, gefunden hatten; und die Alten, über Vierzig, abgehalfterte Profiboxer mit Boxernasen und Blumenkohlohren, die ihr Gnadenbrot erhielten, wenn man das, was sie bekamen, überhaupt so nennen konnte. Tiefer ging es kaum, ein Zurück gab es auch nicht; Kirmesboxer, das war ja nicht nur ein Beruf, wenn es denn einer war, es war auch ein Schimpfwort. Was danach kam, man mochte es sich nicht ausmalen. Auch wenn die Boxer im Ring austeilten, und das taten sie kräftig, wenn ihnen Gelegenheit dazu gegeben wurde, dann mussten sie doch einstecken, wenn nicht im Ring, dann doch auf der Bühne, wenn die Horde im Publikum sie anpöbelte. «Einstecken» schien ihm überhaupt das passende Bild, um das ganze Unternehmen zu beschreiben; man musste lernen einzustecken, das war die Botschaft der Boxbude. Das galt nicht zuletzt für die grossmäuligen Herausforderer, die häufig angetrunken schienen und was vom «Umhauen» von sich gaben. Sie hatten sich Mut angetrunken und das Publikum, das seinen Spass haben wollte, stachelte die Unvorsichtigen an oder schickte einen aus ihrer Clique vor, der sein Maul zu weit aufgerissen hatte, und brachte sie unter Gejohle dazu, ihren Worten Taten folgen zu lassen. Ab einem bestimmten Punkt, das wussten alle, gab es kein Zurück mehr, da musste man, um sein Gesicht zu wahren, in den Ring steigen. Manchmal war er sich nicht sicher, ob das Ganze nicht ein abgekartetes Spiel war, weil ihm das eine oder andere Gesicht aus dem Publikum bekannt vorkam, Typen, die fast jedes Mal ihren Anspruch auf die für den Siegesfall ausgesetzte Prämie anmeldeten. Aber selbst wenn der Herausforderer gewann und die Prämie ausgezahlt bekam, wer sagte denn, dass das Ganze nicht abgesprochen war?

Die kleinen Spielautomaten, wahre Groschengräber, waren fein säuberlich nach Geschlechtern aufgeteilt. Vor dem Liebesbarometer standen die Mädchen, nicht die 16-, 17-jährigen, die über solche Albernheiten schon hinweg waren, sondern die 12-, 13-jährigen, die noch an die Vorhersagekraft der Automaten zu glauben schienen. Vor den Schiessautomaten standen wiederum nur Jungens, auch hier die Jüngeren, die 12- bis 14-jährigen, die sich noch nicht am Schiessstand ausprobie-



Abb. 1: Am Liebesbarometer. Fotografie: Rolf Lindner

ren durften. Sie zielten mit der automatischen Pistole auf die vorbeihuschenden Metallhasen, die umklappten, wenn sie getroffen wurden. Am beliebtesten war freilich der «Hau den Lukas», um den sich stets eine ausgelassene Menge scharte, um den Männern und gelegentlich auch Frauen bei der Kraftprobe zuzuschauen. Der «Lukas» war, neben der Schiessbude, die Attraktion des Rummelplatzes, bei der die jungen Männer glaubten, ihren Bräuten am meisten imponieren zu können. Wer dreimal hintereinander das Gewicht bis zum Anschlag brachte, sodass das Klingelsignal ausgelöst wurde, bekam, wie beim Schiessen, eine Papier- oder Plastikblume, und jedermann konnte an der Anzahl der Blumen, die die Braut mit sich trug, leicht den Kirmesking erkennen. So gern er sich auch erprobt hätte, so traute er sich doch nie an den «Lukas», weil er befürchtete, dass er den Bolzen mit dem schweren Hammer nicht richtig treffen könnte und das Gewicht, zum Spass der Zuschauer, womöglich nur bis zum «Schwächling» hochschnellen würde. Viel lieber spielte er am Flipper-Rondell mit seinen zwölf vorsintflutlichen Geräten mit Stahlfedern, bei denen es nicht um Punkte, sondern darum ging, die Kugel so lange wie möglich im Spiel zu halten. Für den Sieger gab es, bei einem Groschen Einsatz, Trumpf-Pralinés, und er war jedes Mal stolz, wenn er eine Packung nach Hause brachte.



Abb. 2 und 3: Am Schiessautomaten. Fotografie: Rolf Lindner

Er kurvte jetzt schon zum zweiten Mal um den Platz, unschlüssig, was er als nächstes unternehmen sollte. Beim ersten Mal war ihm bei der Geisterbahn eine Clique Halbstarker entgegenkommen, in Phalanx, und er war ausgewichen, sicher ist sicher, die Horde verstand nur ihren eigenen Spass. Die Geisterbahn hatte er diesmal ausgelassen, und wahrscheinlich würde er sie auch in Zukunft auslassen, weil ihm das Geheul der Gespenster und die ins Gesicht baumelnden Fäden allmählich zu blöd waren. Dafür war er wieder im Spiegelkabinett, auch wenn ihn auch dort keine Überraschung erwartete. Aber ihm machte es jedes Mal Spass, sich dünn wie ein Strich oder breit wie eine Flunder zu sehen, und doch, unübersehbar, er selbst zu sein. Kurz war er an der Schiffschaukel stehen geblieben, denn je fortgeschrittener der Tag, umso mutiger wurden die jungen Burschen, die nun unbedingt ihre Umschlagkünste zeigen wollten. Der Betreiber der Schiffschaukel war in der Zwickmühle, denn das Überschlagen war eigentlich verboten, aber die zwei Kähne nebeneinander luden ja geradezu zum Wettbewerb ein. Also kehrte der Schaukelbesitzer den Schwung holenden Burschen für eine Weile den Rücken zu, um das Geschäft nicht zu gefährden. Auch an der Losbude, kühn Monte Carlo titulierte, war jetzt Hochbetrieb. Der Boden vor der Bude war übersät von den Nieten, aber trotzdem kämten kleine Jungen die Schnipsel in der Hoffnung auf ein weg geworfenes Gewinnlos durch. Ganze Familien waren auf der Jagd nach der «Freien Auswahl», in der Hoffnung auf den Riesen-Teddybären oder die nicht

minder grosse Puppe im rosa Tüllkleid, oder wenigstens auf das Pfund Kaffee oder Butter, das man billiger im Laden hätte erstehen können, aber ohne die Genugtuung, gewonnen zu haben. Die meisten Geschicklichkeitsspiele hatte er ausgelassen, fürs Nagelbrett war er sowieso zu ungeschickt, da gab es wahre Meister in der Arbeiterstadt, die die Nägel, zum Kummer des Betreibers, serienweise mit einem Schlag im Holzbalken versenkten. Das Büchsenwerfen liebte er eigentlich, aber gleichzeitig ärgerte er sich jedes Mal, wenn wieder die letzte Büchse stehen blieb oder einfach nicht vom Brett rollen wollte.

Inzwischen erstrahlte der Rummel im Lichterglanz. Der Widerschein muss die Neustrasse herauf bis zur Osterfelder Strasse zu sehen sein, dachte er. Alles war wie verwandelt, wie mit Glitzerfarbe übermalt, mit Sternchen in jeder Farbe und Leuchtstäben und Lichterketten. Erst jetzt schien alles zum vollen Leben erwacht: das (gar nicht so riesige) Riesenrad mit den flackernden Lichtern, der Cortina-Bob mit seinem Lichterband und seinen Lichtsäulen, die Raupe mit ihrer Lichtkrone, selbst das alte Kettenkarussell sah im elektrischen Licht auf einmal aufregend aus. An der Geisterbahn leuchteten bedrohlich die Gerippe und giftgrünen Fratzen, die Dame ohne Unterleib erhielt mit dem Rotlicht etwas Frivoles, die Losbuden strahlten endlich ein bisschen Monte-Carlo- und Las-Vegas-Stimmung aus und hiessen nicht nur so, und auch die Glücksräder wurden bunt angestrahlt und gewannen ein Versprechen, das sie, solange es hell war, nicht an den Tag legten. Selbst an der Bude mit den Schnüren, an der es immer die liegen gebliebenen Preise der letzten Saison gab, flackerten nun ein paar bunte Glühbirnen. Auch die Menschen schienen aufgedrehter und fröhlicher zu sein. Überall erschall Lachen und Gekreische, und für den Moment war die Stimmung, bei aller Erregung, seltsam friedlich. Selbst auf der Raupe hatte sich die Stimmung gelöst, die Halbstarken hatten das Terrain frei gegeben, und es machte einfach Spass zuzusehen, wie die Paare unter den Planen verschwanden, und der Musik, «Blue Moon» von den Marcells, zuzuhören.

Er machte sich allmählich auf den Heimweg, wollte aber noch an seiner Lieblingsbude vorbei und seine letzten Groschen einsetzen. Die «Kegelbahn» war ein seltsam altmodisches Geschicklichkeitsspiel, das ihm besonders lag, ohne dass er eigentlich wusste, warum. Die «Kugel», die es zu befördern galt, hing an einer Schnur, in deren Reichweite die kleinen Kegel standen. Man musste die Kugel in einem ganz bestimmten Bogen ansetzen, um die Kegel umzustossen. Auch bei der Kegelbahn war abendlicher Hochbetrieb und er musste sich anstellen, bis er an der Reihe war, sah zu, wie es die vor ihm Stehenden mit Gewalt versuchten, viel zu viel Schwung nahmen und die Kegel verfehlten. Als er an der Reihe war, nahm er sich beim Justieren viel Zeit, so viel, dass der Betreiber bereits unruhig wurde, aber er wusste, dass dieses Spiel, wenn man denn eine Chance haben wollte, äusserste Präzision erforderte. Schliesslich war es soweit, er liess die Kugel, ohne ihr zusätzlichen Schwung zu geben, einfach in einem bestimmten Winkel los. Alle Neune. Freie Auswahl. Er war glücklich